

LESEPROBE

HILDEGARD E. KELLER

WAS

WIR



SCHEINEN
SCHEINEN

WIR

WAS

ROMAN

eichborn

1



Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

© 2021 Hildegard E. Keller/Bloomlight Productions GmbH, Zürich

© 2021 The Literary Trust of Hannah Arendt and Jerome Kohn
für die Seiten 157–165; 397–404

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Michael Gaeb

Lektorat: Ulrike Ostermeyer, Berlin

Umschlaggestaltung: Patrizia di Stefano unter Verwendung von

Illustrationen von Hildegard E. Keller, Zürich

Einband-/Umschlagmotiv: Hildegard E. Keller, Zürich

Autorinnenfoto: Ayse Yavas, Zürich

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Caslon

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8479-0066-5

I 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

Bitte beachten Sie auch luebbe.de

1 Der letzte Sommer

Auf der Reise nach Tegna, 25. Juli 1975

»Gentili signori, siamo in arrivo a Bellinzona. Per Lugano binario due.«

Wie lange hatte sie geschlafen? Lag der Gotthard schon hinter ihnen? Die Stimme des Schaffners hatte sie geweckt. Es war stickig im Raucherabteil, das nun fast leer war. Ein Zug noch immer ohne Klimaanlage, absolut undenkbar in Amerika, dachte sie und wandte den Kopf zum Fenster.

Ihre Augen suchten die Landschaft nach einem Anhaltspunkt ab, an dem sie sich orientieren konnte. Vergeblich. Das Grün vor dem Fenster zerfloss im Regen, der ans Zugfenster prasselte. Es roch metallisch. Sie erinnerte sich, dass die Lokomotive hart gearbeitet hatte, härter als bei der Abfahrt aus Zürich, wie von Zeit zu Zeit die Scheiben gezittert hatten, wenn ein Zug vorbeidonnerte. Dann war sie wohl eingnickt.

Als sie das Quietschen der Bremsbeläge hörte, wusste sie, dass der Zug talwärts fuhr. Sie kannte die Strecke. Diesmal konnte sie bis Locarno sitzen bleiben. Diese Durchsage war für sie also bedeutungslos. Was aber hatte sie im Traum gehört?

Kiwitt kiwitt, kommt mit mir mit, kommt mit.

Der Traum vom Glaskasten war ihr vertraut, besonders auf Reisen begleitete er sie. Weiß Gott, warum ihn das Unterwegssein anlockte. Wie ein verspielter kleiner Hund riss er Satzketten

aus ihrem Werk und legte sie ihr vor die Füße, als spielte er sein Spiel. Der Traum als ihr wildester Leser. Ganz schön bunt treibt er's heute, dachte sie und fuhr mit dem Zeigefinger unter die Brille, das Augenlid juckte. Kiwitt kiwitt, kommt mit mir mit, kommt mit – und das aus dem Glaskasten, aber was hatte der Satz denn bei Eichmann verloren?

Im Sommer 1961 hatte sie den Traum zum ersten Mal gehabt und das Gefühl beim Aufwachen nie mehr vergessen können. Das Erste, was sie gesehen hatte, waren ihre Hände, nah beieinander auf der Bettdecke, und das Morgenlicht, das auf ihnen tanzte. Jerusalem. Sie hatte das kleine Zimmer in der Pension Reich in Beit Hakerem gemocht, zwar lag es ziemlich weit weg vom Stadtzentrum, dafür in der Nähe der Hebrew University, ruhig und so erholsam wie in den Bergen. Vorher war sie für zwei Nächte im Stadtzentrum gewesen, unweit der King George Street in einem Hotel in Rechavia, aber sie hatte es scheußlich gefunden, und überhaupt gab es zu viel Gewimmel.

Alle Reporter hatten in dieses Grunewald im Orient gewollt, der Stadtteil war in den Zwanzigerjahren von deutschen Emigranten erbaut worden, eigentlich für ein Häuflein Intellektueller und Künstler, das richtig groß wurde, als die Deutschen den Deutschen Deutschland wegnahmen.

Bald danach war sie zum zweiten und letzten Mal aus Jerusalem abgereist, wie die allermeisten Journalisten lange vor der Verkündung des Todesurteils, und direkt nach Zürich geflogen. Seither folgte ihr der Traum, treu wie ein Hund. So fühlte es sich an, obwohl sie nie einen Hund gehabt hatte. Sie blickte aus dem Fenster.

Mein Hund hat mich nur im Schlaf an der Leine, sonst bin ich unleashed.

Als der Zug stillstand, sah sie, wie der Regen ans Fenster peitschte. In Bellinzona war niemand aus- oder zugestiegen.

Noch eine knappe Stunde bis Locarno, da geht noch ein Keks, sagte sie zu sich und holte die Waffeln aus der Handtasche, die sie jedes Mal im Kiosk am Flughafen kaufte, schälte die Alufolie um den Stängel herunter und biss genüsslich hinein. Lecker, die hauchdünne Schokolade, mit der die Waffel überzogen war.

Diesmal hatte der Traum sie in den Presseraum geführt, einer dieser fensterlosen Räume im Gerichtsgebäude, meistens überfüllt und laut. Sie hatte im Traum auch sich selbst an einem der Journalistentische sitzen sehen, ihre Augen über Aktenberge hinweg auf einen der Bildschirme gerichtet, auf den das Geschehen im Gerichtssaal übertragen wurde. Männerstimmen, Schreibmaschinengeklapper, Telefongeklingel und babylonisches Sprachengewirr. Was die Richter und der Staatsanwalt im Gerichtssaal auf Hebräisch sagten, vermischte sich mit den Simultanübersetzungen, die nur über Kopfhörer kamen.

Ach, diese Übersetzungen, die waren nun wirklich kein rühmliches Kapitel der Prozessführung gewesen! Erbärmlich, was man als deutsche Übersetzung zu verkaufen gewagt hatte. Zum Glück mutete der Traum ihr das Deutsch der Dolmetscher nicht zu! Alles, wirklich alles dreht sich um Sprache.

Immer wieder apportierte der Traum Satzketten. Welcher Instinkt leitete ihn? Wie schon so oft hatte sie die Stimme mit dem rollenden R gehört, die Stimme aus dem Glaskasten oder auch vom Tonband. Man hatte das Vorverhör aufgezeichnet und in der Verhandlung immer wieder abgespielt, und jetzt erinnerte sie sich auch wieder, dass Eichmanns Stimme auf Band anders geklungen hatte, irgendwie sonorer, auch hatte er sehr viel seltener Jawoll gesagt als vor den Richtern.

Aber zwei Dinge fand sie nun doch ziemlich abstrus an dem Traum. Erstens, dass die Zigaretten fehlten. Zum Rauchen war sie fast immer ins Pressebüro gegangen, denn im Saal hatte man kurioserweise nicht rauchen dürfen. Nur gut, dass das Rauchverbot auf den Gerichtssaal beschränkt gewesen war. Wo käme

man hin, wenn man in Hörsälen und Fernsehstudios, in Zügen und Flugzeugen nicht mehr rauchen dürfte.

Und zweitens war merkwürdig, dass sie im Traum selbst mit im Bild gewesen war, als hätte man sie gefilmt. Nie im Leben hätte sie das zugelassen, aber andere hatten die Chance eifrig genutzt und in den Pausen und nach Ende der Gerichtssitzungen vor den laufenden Kameras der Amerikaner Interviews gegeben, als hätte sich das Publikum eine kleine Auflockerung verdient. Sogar der Staatsanwalt und der Verteidiger hatten sich zu Kommentaren über den Angeklagten hinreißen lassen.

Nicht mal ein Minimum an Respekt, besonders in ihrer Rolle wäre das doch zu erwarten gewesen. Justiz, was denn sonst. Aber Generalstaatsanwalt Hausner war seiner eigenen Eitelkeit auf den Leim gegangen, und Servatius, Eichmanns Verteidiger, hatte ihn darum beneidet. Zum Kotzen das alles. Heinrich hatte sie so was immer schreiben können. Manchmal hatte ein Wort genügt, den Rest malte er sich ja aus. Wie sehr er ihr doch immer noch fehlte.

Sie biss ein kleines Stückchen von der Waffel ab, schob es mit der Zunge hin und her. In Locarno war alles gut vorbereitet, sie hatte einen Fahrer bestellt, der sie nach Tegna bringen würde. Sie nahm den Waffelrest aus der Folie und blickte auf die Tropfen am Zugfenster. Der Mensch allein ist wie eine abgehauene Hand, dachte sie und steckte die Verpackung in den Müllbehälter.

Auf der Fensterablage lagen die Zigaretten und das Feuerzeug, ein Geschenk von Heinrich zum Sechzigsten. Es funktionierte noch immer tadellos, nur dass die Flamme etwas zu groß war. Ganz Monsieur. Sie zündete sich eine Zigarette an, den Kopf leicht schräg gelegt, und machte zwei tiefe Züge. Sie nahm ihre schwere Hornbrille von der Nase, rieb sich kurz die Augen und setzte die Brille wieder auf, aber das bleierne Gefühl in den Schläfen war immer noch da.

Früher schlug ich mir auf Transatlantikflügen locker zwei Nächte um die Ohren, aber jetzt?

Nachdem der Zug Zürich verlassen hatte, hatte sie eine Weile gelesen und dann bei heruntergezogenem Fenster mit geschlossenen Augen das Geräusch des im Wind flatternden Sonnenschutzes in sich aufgenommen. Der Fahrtwind war warm über ihr Gesicht gestrichen. Wie ein Segel, hatte sie noch gedacht, bevor sie eingeschlafen war.

Sie drückte die zur Hälfte gerauchte Zigarette in den Aschenbecher, stand auf und öffnete das Fenster, aber nur einen Spalt breit, damit es nicht auf ihre Bücher regnete. Sie blieb stehen und hielt sich an den Knopfgriffen des Fensters fest. Dann ging sie ein paar Schritte den Gang auf und ab, hier konnte sie sich etwas die Beine vertreten. Ihre Gelenke schmerzten.

Zwölf Stunden in der unterkühlten Boeing B-747 vom J.F. Kennedy Airport bis nach Zürich, kein Pappenstiel, auch wenn sie beide Flughäfen aus dem Effeff kannte. Möglich, ja, vielleicht könnte es etwas viel gewesen sein. Wie besorgt hatten ihre Freundinnen geblickt, nachdem sie letztes Jahr aus Schottland heimgekommen war und ihr Leben wieder aufgenommen hatte. Die Worte waren eindringlich gewesen. Hannah, nach dem Herzinfarkt solltest du jetzt wirklich kürzertreten.

Mit beiden Händen stützte sie sich auf die Rückenlehne ihrer Sitzbank. Ein Mann im Nachbarabteil blickte von seiner Zeitung auf und grüßte mit einem Nicken. So freundlich, wie der dreinschaut, dachte sie, fragen kostet ja nichts.

»Könnte der Herr mir in Locarno vielleicht mit den Koffern helfen, falls mein Fahrer nicht auf dem Bahnsteig steht?«

»Selbstverständlich, gern.«

Erleichtert ging sie in ihr Abteil zurück und setzte sich. Ihre Augen folgten dem flirrenden Nass. Fäden überzogen das Zugfenster. Das war nun ihr siebter Sommer im Tessin. Sie konnte sich so gut erholen in Tegna. Schon im letzten Jahr hatte sie zu

Ena Jenny gesagt: Die Casa Barbatè ist ein Paradies, aber mein Speisekarten-Italienisch werde ich nicht mehr aufpolieren. Sie mochte die Pensionsbesitzerin, eine gebürtige Irin, die in drei Sprachen zu Hause war.

»Certo, Hannah, du bist nicht die einzige Amerikanerin im Tessin. Übrigens soll drüben in Berzona noch ein deutscher Dichter zugezogen sein.«

Auf Italienisch konnte sie verzichten, aber nicht auf Französisch. Nie im Leben hätte sie ihr Französisch verlieren wollen. Die Pariser Jahre, die Freunde, was sie miteinander erlebt und nach dem Einmarsch der Deutschen gemeinsam durchgemacht hatten, und, merkwürdig genug, auch ihre nur knapp gelungene Flucht und der Neuanfang in Amerika. All das war Paris für sie.

Natürlich auch Benjamin! Nicht in Berlin, nicht irgendwo sonst in Deutschland, sondern ausgerechnet in Paris hatte sie ihn kennengelernt. All die Abende in der Rue Dombasle bei Benji und mit all den anderen, die nach Paris geflüchtet waren! In Paris, ja, ganz besonders dort, hatte ihr Leben noch mal richtig neu angefangen. *La vie et l'amour*.

Mit Günther hatte sie in Paris noch eine kurze Zeit lang Tisch und Bett geteilt, aber es war keine Ehe mehr gewesen. Günther, der sich bereits in Deutschland Anders genannt hatte, während sie in Paris noch immer seinen Namen trug, hatte es dann als Erster nach drüben geschafft. Und sie hieß noch Stern, als sie mit Heinrich in den Urlaub fuhr. Heinrich, ja, wirklich das Allerbeste aus Paris.

Sie erinnerte sich, wie sie ihre Unterschrift auf die Postkarte gesetzt hatte, die sie ganz frisch verliebt an Benji schrieben, Günthers Cousin. Der erste Urlaub mit Heinrich, überirdisch schön, auf der Insel Porquerolles. Hatte sie nicht sogar Adam und Eva auf die Karte geschmuggelt?

Wie froh war sie gewesen, als sie wieder Arendt hieß und die Scheidungspapiere in Händen hielt, obwohl da was von »ehe-

lichem Verkehr« drinstand, aber die Behörden leisteten sich damals noch ganz andere Anmaßungen. Mit Heinrich war Paris wirklich Paris geworden – und er für immer ihr Monsieur.

Wenn sie an Paris dachte, kamen ihr alle wieder in den Sinn. Sogar Fritz Fränkel. Sie erinnerte sich an den scharfen Geruch, der von seiner Arbeit, vielleicht aber auch von ihm selbst ausgegangen war, so genau hatte sie das gar nie wissen wollen. Warum um Himmels willen war der Geruch dieses Schocktherapeuten, bei dem Heinrich in Berlin gearbeitet hatte, noch in ihrem Gedächtnis?

Da erinnerte sie sich doch lieber an den klugen Polen Chanan Klenbort, den sie meistens nur bei seinem Spitznamen nannte, ja, auch Chonne war Paris. Sie verdankte ihm ihr Hebräisch, aber eine Schülerin wie sie konnte einen Hebräischlehrer ja nicht wirklich stolz machen. So schön sie fluchen konnte, auch auf Französisch, es hatte alles nichts genutzt. Kläglich war's geblieben, ihr Hebräisch war wirklich nicht der Rede wert. Und noch jetzt fand sie diese Sprache unlernbar, aber ihre Erinnerungen an Chonne verströmten Wärme in ihr.

Ich will mein Volk kennenlernen. Was für ein breites Gesicht er bekommen hatte, als diese Worte aus ihrem Mund gekommen waren, damals, als sie in seiner kleinen Pariser Küche neben dem Kohleherd gesessen und ihre Hände vor die Glut im offenen Türchen gehalten hatte. Und als sie dann auch noch gesagt hatte, sie wolle bei ihm, Chonne, Hebräisch- und Jiddischunterricht nehmen, wurde sein Gesicht ein einziges Lachen.

Paris, das war natürlich seine Lotte. Die kluge Sempell hatte sich in Chonne verliebt und war auch die Drahtzieherin ihrer Gruppe geworden, genau wie sie auf der Flucht. Wäre Mutt ohne Lottes Hilfe denn aus Königberg rausgekommen? Und Heinrich aus dem ersten Internierungslager? Und sie selbst?

Nach der Flucht aus Gurs war sie schnurstracks nach Montauban gegangen, wo Lotte ein Haus gemietet hatte. Dort war

sie untergekommen und hatte dann, mitten auf der Straße, unglaublich, aber so wahr, ja, dort hatte sie Heinrich wiedergefunden. Im ganzen Chaos, als die Deutschen Paris besetzten, hatte man ihren Stups laufen lassen, und sie, im selben Chaos, war einfach aus Gurs abgehauen. Und beiden hatte Lotte geholfen. So viele Und. Gibt es denn je einen Grund, nicht dankbar zu sein?

Sie drehte sich erneut zum Fenster, konnte aber noch immer nichts erkennen. Eigentlich kann es nicht mehr weit sein bis Locarno. Sie öffnete mit dem Daumen das Zigarettenetui und blickte prüfend hinein.

»Noch eine«, sagte sie und achtete auf die Flamme.

Wie lange das alles her war, und doch hatte sie nichts davon vergessen. Die Fortune, die sie und Heinrich damals gehabt hatten! Er war kein Jude gewesen, sondern Kommunist, sie war längst ausgebürgert, und auch Benji hatte man die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Verzweifelt waren sie geflohen, es war eine einzige Bewegung, die sie auseinandergerissen hatte. Heinrich und sie und ihre Mutter und Benji, Lotte und Chonne und die Cohn-Bendits, alle. Nur Benji hatte das Unglück nicht abschütteln können.

Sie machte einen tiefen Zug und legte beim Ausatmen den Kopf an die Lehne zurück. Ja, sie war sich nun sicher, dass sie auf jener Postkarte von Adam und Eva geschrieben hatte.

Im allerersten Urlaub mit Heinrich war ihr klar geworden, dass er ihr Mann fürs Leben war. Und auch er war zu allem entschlossen gewesen, praktisch von Anfang an. Kaum waren sie zusammengelassen, hatte er seine Briefe mit »Dein Mann« zu unterzeichnen begonnen, aber erst kurz, bevor die Deutschen einmarschiert waren, hatten sie den Trauschein wirklich in der Tasche gehabt.

Knapp, Frau Blücher, das war knapp gewesen, aber wen kümmert's, Hannah, ick liebe dir, und bevor er seine Lippen auf

ihre gepresst hatte, hatte sie noch leise sagen können: Je t'aime, Stups.

Und nun fuhr sie wieder nach Tegna. Dort hatten sie ihre letzten gemeinsamen Urlaube verbracht. Seit seinem Tod fuhr sie nun zum fünften Mal allein hin. Leere war nicht das richtige Wort für das Gefühl, das sie jetzt hatte.

Du verstehst, das Harte unterliegt.

In Frankreich hatten Heinrich und sie immer wieder Brechts Gedicht von Laotse und seinem Ochsen aufgesagt, auswendig natürlich. Benji hatte das Gedicht von Brecht bekommen, und sie alle hatten sich an dem kleinen Zettel wie an einem Floß festgehalten. Wie überhaupt an so vielen Gedichten.

Brechts Gedicht erzählt eine Geschichte, wie sie nur Dichter der Welt schenken können. Ein Zöllner sieht den weisen Laotse auf den Grenzbaum zureiten, fragt den Jungen, der den Alten begleitet, wer sie seien, und der antwortet was von Wasser und wer wen besiege. Nichts kapiert und doch genug gehört, um zu wissen, was nützt. Der Zöllner heißt den Weisen absteigen, lädt ihn unter sein Dach ein und verlangt ihm alles ab, was er in sich trägt, aber es reicht bis ans Ende der Zeit.

Typisch Brecht. Der Zöllner, so einfach er ist, hat gesunden Menschenverstand. Brecht erzählt seine Geschichte auf die für sie schönste Art, mit Reim und Rhythmus. So prägen es Dichter ins Gedächtnis der Menschheit ein. Wie glücklich hatten sie diese wunderbaren Verse auf der Flucht gemacht.

Poetry is closest to thought.

Dieser Satz war ihr damals, als sie ihn geschrieben hatte, göltig und zu Ende gedacht erschienen. Erst ein paar Jahre später, in

Jerusalem, hatte sie dann erkannt, wie lebensnotwendig er ist. Ja, so ist es. Kein Ort der Welt hat ihr klarer vor Augen geführt, wie wahr dieser Satz ist.

Ein langes Stück Asche, das sie abzuklopfen vergessen hatte, fiel ihr in den Schoß. Kein Malheur. Sie schüttelte sacht den Rock, prüfte, ob alles wieder in Ordnung war, und strich mit den Händen über das Karomuster.

Sie mochte es sehr. Schwarze und weiße Felder, wie in den letzten Tagen mit Benji in Lourdes. Wenn sie lange genug auf den Stoff schaute, konnte sie wieder seine kleinen Hände über dem schwarz-weißen Brett sehen. Für einen kurzen Moment war ihr, als fühlte sie die Zettel in Händen, die Walter ihr damals gegeben hatte, bevor er zu seiner Reise aufgebrochen war, die kürzer werden sollte, als er gehofft hatte. Sie legte die Hände in ihrem Schoß zusammen. Da lagen sie, in der schwarz-weißen Mulde der Zeit, mit Benji und seinem Engel der Geschichte.

»Siamo in arrivo a Locarno, ultima fermata. Preghiamo tutti i passeggeri di scendere.«

Sie drückte die Zigarette aus. Der Aschenbecher war fast so klein wie der im Flugzeug, dann packte sie ihre Zeitschriften und Papiere zusammen, steckte Etui und Feuerzeug in die Handtasche und nahm den Blazer vom Haken. Langsam ging sie in den Korridor, wo sie die beiden großen Koffer gelassen hatte. Ihr Abteilnachbar stand schon beim Ausgang und stemmte den Türhebel nach unten, als der Zug mit einem kleinen Ruck zum Stillstand kam. Ein kleiner Kraftakt, dachte sie und sah, dass er ihr den Vortritt lassen wollte. Mit beiden Händen und schmerzenden Knien schob sie umständlich die beiden Koffer zur Tür und fluchte leise vor sich hin.

»Ich bin weiß Gott nie ohne Bücher gereist, auch wenn sie mir auf dieser verdammten Treppe noch das Genick brechen.«

»Scusi, signora.«

Mit einer Geste deutete er an, dass das doch nun seine Sache sei, wuchtete ihre Koffer auf den Bahnsteig und trug sie durch den Regen unter das Dach des Bahnhofsgebäudes. Als er sich noch einmal zu ihr umdrehte, winkte sie ihm kurz zu.

Für eine ältere Dame mit Gepäck ist das Reisen ohne Gepäckträger kein Honigschlecken. Sie stieg, die Handtasche am Arm, vorsichtig die steilen Stufen hinunter, hielt sich am Geländer fest, setzte erst den einen, dann den anderen Fuß auf den Bahnsteig und ging so schnell sie konnte zu ihren Koffern hinüber. Es regnete, wie sie es bislang nur vom Tessin kannte. Da stand sie nun und spähte nach dem Wagen. Wo bleibt mein Fahrer? So ein sauteures Telefonat und weit und breit keiner, der auf mich wartet.

Kurz vor dem Abflug hatte sie die Pension in Tegna telefonisch beauftragt, ihr einen Wagen nach Locarno zu schicken. Aber warum sparte sie eigentlich noch und hatte nicht gleich am Flughafen ein Taxi genommen? Erstens hatte sie Geld und zweitens gab es für amerikanische Touristen in der Schweiz absolut keinen Grund zum Sparen, auch wenn der Dollar nicht mehr so stark war wie 1969, als sie mit Heinrich hier zum ersten Mal in den Ferien gewesen war. Damals hatten sie für einen Dollar noch vier Franken dreißig bekommen. Die Preise in der Schweiz sind sowieso ein Pappentiel, dachte sie, kein Wunder, dass alle in die Alpen wollen und nicht nach Israel, wo alles so irrsinnig teuer ist.

»Das hört ja nicht auf zu pladdern, ach, wenn ich jetzt nur ein Cab heranwinken könnte!«, murmelte sie in den Regen hinein. Es war fast dunkel geworden, und nur ganz wenige Autos fuhren vorbei. Auf der anderen Straßenseite, vielleicht hundert Meter weit weg, stand eine Telefonkabine, sie hatte sogar Kleingeld. Sollte sie Ena anrufen und fragen, wo der Fahrer blieb? Dummerweise fehlte nur ein Schirm, und bei dem Regen war

gar nicht daran zu denken, dass sie es bis dahin schaffte, ohne völlig durchnässt zu sein.

Sie zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief und stieß den Rauch aus. Kurt hatte sie immer wieder nach Israel gelockt, auch damals, als die Nachricht von Eichmanns Kidnapping um die Welt ging. Ach, Kurti. Sie vermisste ihn sehr, den großen Blumenfeld, Zionist mit Feuer und Flamme, der so herrliche Dinge hatte sagen können.

»Hannah, die Geheimnisse des Lebens sind viel offener, als die Menschen denken.«

Der Prozess gegen Eichmann ist ein Glücksfall, hatte sie damals gedacht. Kurt und sie hatten jede Gelegenheit beim Schopf gepackt, einander zu sehen. Auch das Gespenst im Glaskasten war eine gewesen. Sie erinnerte sich noch genau an den Jubel, als der israelische Ministerpräsident Ben Gurion im Mai 1960 die Öffentlichkeit überrascht hatte. Der Coup des Geheimdienstes sei geglückt, man habe Adolf Eichmann gefasst und werde ihn vor das Höchste Gericht in Jerusalem stellen. Da hatte sie sofort gewusst: In diesem Gerichtssaal will ich sitzen.

Heinrich hatte schon seine feste Stelle am Bard College gehabt, aber Langstreckenflüge waren noch unerschwinglich, und zudem hatte sie das Gefühl, knapp bei Kasse zu sein, nie wirklich verlassen. Hätte sie Shawn sonst gefragt, ob sie für den *New Yorker* als Gerichtsreporterin nach Jerusalem reisen könnte?

Der Chefredakteur hatte ihr keinen schlechten Deal angeboten, ihr jede Freiheit gelassen, sich selbst aber auch jede genommen, man entscheide dann selbst, ob ihre Reportage erscheinen würde. Der *New Yorker* hatte Flug und Hotel bezahlt. Auch nach all den Jahren fand sie ihre Entscheidung pragmatisch, fast preußisch. In hohem Bogen warf sie die Kippe in die Pflanze vor dem Bahnhofsdach.

Heinrich hatte gestaunt, wie wahnsinnig pragmatisch sie sein konnte. Natürlich auch in Haushaltsdingen, Kleidung, Essen, al-

les halt, worum eine Ehefrau sich zu kümmern hatte. Seine Augen hatten immer so keck gefunkelt, wenn er zu einem Scherz ansetzte. Unvergesslich, die Anekdote mit den Wollsachen.

Einmal hatte sie in England eine Weste für sich selbst und eine Jacke für ihn gekauft. Sie wollte sich die Schnäppchen nicht entgehen lassen, Wollsachen waren in England unverschämte günstig gewesen und sogar frei von Sales Tax, wenn man sie per Post schickte. Das Dumme war dann nur, dass die Pakete mitten in eine Hitzewelle an der Ostküste geplatzt waren.

Wundere Dich bitte nicht – sondern motte ein!

Heinrich wäre es nie in den Sinn gekommen, sich einem Vorgesorgeanfall von ihr zu widersetzen, schließlich war sie so viel praktischer als er, aber er sei vor Lachen fast geplatzt, hatte er ihr später erzählt. Da war sie ganz beruhigt gewesen. Wer solche Späße macht, fühlt sich trotz finanzieller Engpässe frei, und das ist das Wichtigste.

In jenem Hitzesommer hatte sie ihn auch dazu gedrängt, sich Air-Condition zuzulegen. Brief um Brief hatte sie ihm das eingehämmert.

Wenn es zu heiß wird, lass Dir Dein Zimmer air-condition!
Das kann man abstottern!

Und dann gleich nochmals.

Schimpf man nicht. Ich las über die Hitzewelle. Hoffentlich hast Du Dich zu Air-Conditioning entschlossen. Bitte, geh doch gleich aus New York raus, sobald der Kurs fertig ist. Warte nicht auf mich.

Bis sie zurück wäre, sollte Heinrich es sich so angenehm wie möglich machen. Gemeinsam würden sie aus dem schwülen Manhattan nach Palenville ziehen. So hatten sie sich das zu-rechtgelegt. Sommer für Sommer.

Leb wohl, Liebster, mach Dir Air-Conditioning!!!

Mann, wie hatte er stur sein können, fast so stur wie sie selbst. Die Erinnerung entlockte ihr ein kurzes, stilles Lachen.

Inzwischen waren die Lampen angegangen, sie schaute zu den glitzernden Fäden im Lichtkegel der Bahnhofslampe und spürte ihre schmerzenden Beine. Wie lange stand sie nun schon hier? Sie trat von einem Fuß auf den anderen, aber es half alles nichts, sie musste sich setzen. Ein paar Schritte weiter weg stand eine Sitzbank, halb nass, weil sie sich näher am Dachende befand. Mühselig klaubte sie im Halbdunkel ein Taschentuch aus der Handtasche, bückte sich und wischte die Sitzfläche ab.

Früher, als Jaspers noch lebte, war sie immer zuerst nach Basel in die Austraße gefahren. Das war die einzig richtige Akklimatisation gewesen, bei ihm und Gertrud und auch bei Erna, ihrer tüchtigen Haushälterin. Aber mit Karls Tod war ihre Schweiz so viel leerer geworden, und letztes Jahr war ihm auch Gertrud gefolgt.

Diese Ehe war eine der rührendsten, die ich kenne. Sie schnäuzte sich in das nasse Taschentuch und starrte auf die Pfütze. Die Regentropfen sind wie Gedanken.

Sie wusste, warum sie noch einmal ins Tessin gekommen war. Tegna war sehr weit weg von allem. Einen Sommer lang faulenzten und träumen, aber sie würde auch an ihrer Trilogie weiterarbeiten. *The Life of the Mind*.

Einen passenden Buchtitel zu finden war immer eine Plackerei, aber dieser Titel schien ihr nach Eichmann der einzig

mögliche! Dafür hatte sie all die Bücher mitgebracht, obwohl die Mühsal des Denkens nicht geringer wurde, nur weil man mehr mit sich herumschleppte. Bücher, Jahre, Narben, you name it. Sie schwor sich, nur noch mit dem Notwendigsten zurückzureisen.

Wie früher würde sie ihre Runden um den frei stehenden Turm der Dorfkirche drehen, oben im Glockenstuhl die Schwalben, und sich zwischendurch auf der Steinbank unten am Turm ausruhen. Sie nahm das Feuerzeug und das Zigarettentui zur Hand und begann wieder, vor sich hinzufluchen.

»Verflixt, keine Zigaretten mehr, aber hier auf dem Bahnhofsplatz kann ich doch nicht den Koffer aufklappen. Weiß der Teufel, wo dieser Fahrer geblieben ist!«

Aus Erfahrung wusste sie, dass er wie alle Taxifahrer eine ganz unglaubliche Geschichte auftischen würde, sofern er dann doch noch auftauchte – was sie natürlich hoffte. Wie sonst sollte sie nach Tegna kommen?

Dort wollte sie nur noch Menschen begegnen, die ihr angenehm waren. Mit Golo Mann war nicht zu rechnen. Ob er sein Haus in Berzona noch hatte? Egal. Seit er ihr kurz vor Erscheinen der deutschen Ausgabe des Eichmann-Buchs in den Rücken gefallen war, wollte sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. Auch Jaspers, der nicht nur ihr, sondern ja auch sein Doktorvater gewesen war, hatte mit ihm gebrochen. Dass Karl sie in dieser unsäglichen Kampagne verteidigt hatte, die damals gegen sie angezettelt worden war, war mehr als nur Freundschaft gewesen, a labor of love!

Ein Quietschen holte sie aus ihren Gedanken. Auf der nasen-fahrbahn hatte ein Auto abgebremst, bog in den Bahnhofsfeld ein und tauchte sie ins Scheinwerferlicht.

Na endlich! Ich hätte den Kerl sonst zur Hölle geschickt. Warum fuhr er so gemächlich? Sie war doch die einzige Touristin unter dem Vordach des Bahnhofs. Der Mann kam auf sie zu.

»Professoressa Arendt?«

Sie trat unter den Schirm, den er für sie aufgespannt hatte, sah seine rot unterlaufenen Augen und dachte beim Einsteigen, so ein Hornochs.

»Sagen Sie mal, haben Sie mich denn nicht erwartet? Ich hatte doch angerufen.«

»Si si signora, haben wir Sie gewartet natürlich ... ma con questa pioggia, purtroppo, ci vuole pazienza.«

»Fantasie haben Sie auch keine!«

»Scusi, signora non ho capi-«

»Wer keine Ausrede hat, lässt sich eben was einfallen! Worauf warten Sie? Andiamo!«

Der Fahrer schloss ihre Tür, verstaute ihr Gepäck im Kofferraum, setzte sich hinter das Steuer und gab Gas. Sie ließ sich ins Polster des Rücksitzes sinken, mit dem Gesicht zum Fenster.

Noch immer goss es in Strömen, als wollte der Regen ihre Gedanken und Wörter wegschülen, ihre Erinnerungen an Menschen, die noch da, aber nicht mehr am Leben waren, all das Erlittene und Durchlebte, den Strom des Außerordentlichen und Wunderbaren, an dem sie entlanggestrichen war. An Wörtern hatte sie sich immer festhalten können. Und Wörter wollte sie auch in Tegna wieder aufs Papier bringen, wie früher nur einige wenige auf ein Blatt. Wie früher wollte sie hören, wie ein Wort das andere ruft, so wie es die Wörter in ihrer Erinnerung immer schon getan haben. Wörter spielen ihr ganz eigenes Liebespiel.

Ich will, dass Du seiest, was Du bist.

Sie hob kurz den Kopf und beobachtete, wie das Wasser im Fahrtwind auf der Scheibe spielte. In den Tropfen, die sich im Fahrtwind bogen, zitterte die dunkelgrüne Nacht. Wenn das Auto in eine Kurve ging, jagte der Wind einzelne von ihnen

quer über die ganze Windschutzscheibe, bis sie am anderen Ende wieder ineinanderflossen.

Auf dieser kleinen Reise war jeder Tropfen ganz allein. Manchmal blitzte einer im Licht einer Straßenlaterne auf oder im Scheinwerfer eines entgegenkommenden Fahrzeugs, aber am Rand der Scheibe verglühte er in dem Rinnsal, das in die Nacht hinausstob. Augustin und die *stilla animi*, oder war das gar nicht von Augustin? Und das mit dem farblosen Licht der Geschichte? Vielleicht in seiner Auslegung der Edelsteine im Himmlischen Jerusalem? Ach, diese lange Warterei war wirklich nicht gut gewesen. Das mit dem Licht war doch von ihr selbst, ja, für einen starken Charakter wie Rosa hatte sie sich das Bild ausgedacht. Oder war es doch auf den Roncalli gemünzt? Sie war zu müde, um wirklich klar denken zu können, aber die Satzketten und Bilder prasselten auf sie ein, wie sie das immer taten. Sie lehnte den Kopf an und schloss die Augen.

Was bleibt, ist das Schöne. Das Bild selbst war einfach schön. Bilder überhaupt, weil sie den Geist auf die andere, nicht mehr sinnlich wahrnehmbare Seite locken. Jede Menschenseele ein Tropfen, der nur scheinbar getrennt ist vom Ganzen. Der Mensch als Prisma, in dem sich das farblose Licht bricht und in seiner Buntheit aufleuchtet. So ein Bild ist eine Brücke zwischen dem Unsichtbaren und der Welt der Dinge.

Von Tegna aus schreibe ich Martin, so viel steht fest.

Ein Rumpeln. War der Wagen über das Bahngleis gefahren? Als sie den Kopf hob und aus dem Fenster auf der Fahrerseite blickte, sah sie erst das Bahnhofsschild von Ponte Brolla. Gleich kommt die Brücke über die Maggia, dachte sie, doch im Regen verfluss das Brückengeländer. Sie stellte sich den Abgrund vor und tief unten den Fluss.

Erde, du liebe, ich will.

So ein Bild sagt mehr als tausend Theologien.

Benji hatte auf einen seiner Zettel gekritzelt, die Theologie sei heute klein und hässlich, wahrscheinlich weil die Metaphern fehlten, die Gott und die Welt ins Denken holten. Auf Hunderten von Seiten akademischer Spekulation lässt Gott sich nicht ein einziges Mal blicken.

Ohne zu blinken bog der Wagen nach links ab, gleich linker Hand kommt der Kirchturm. Nur hab ich selbst schon so lange kein Gedicht mehr geschrieben. Warum eigentlich? Da rumpelte es noch einmal, das waren nun die Bahngleise, und dann kam der Wagen mit einem kleinen Ruck zum Stehen.

»Ecco, professoressa: siamo arrivati. Casa Barbatè è questa.«

So ein Dummkopf, wie der das nur sagt! Man könnte meinen, ich wäre zum ersten Mal hier.

Der Fahrer sprang um den Wagen herum, um ihre Tür zu öffnen. Langsam hob sie die Beine aus dem Auto, sah die nassen Kieselsteine in der Dunkelheit glänzen und stellte die Füße auf die kleinen Lichter. Wie war das noch mal mit der farblosen Zeit?

Sie wollte es hier wieder versuchen. Vielleicht würde ihr doch noch einmal ein Gedicht gelingen.

Wo, wenn nicht in diesem Sommer, hier in Tegna.

2 Zagt nicht

Manhattan, Mai bis November 1941

War sie also doch eingeschlafen? Vogelschreie drangen an ihr Ohr, vier- fünfinal, kurz und fremdartig und von weit her. Ihr Zimmer lag im zehnten Stockwerk und war noch ziemlich dunkel, als sie mit der linken Hand nach dem Blatt auf dem Nachttisch griff. Das Telegramm an Günther.

Sind gerettet. Wohnen 317 West 95 = Hannah.

Sie wollte einfach nur das Papier in den Fingern fühlen. Dass alles so ist, wie es ist. Zwölf Tage im Schiffsbauch, und nun so hoch oben. Dass man da überhaupt schlafen kann. Mit der Wange tief im Kissen hatte sie sich gestern noch gewünscht, dass es nur bald wieder hell würde. Sie wollte sich den Wolkenkratzer genau anschauen, überhaupt die Häuserklippen, an denen sie gestern vorbeigerast waren. Es war alles so schnell gegangen, vom Hafen in Hoboken durch das Straßenwirrwarr und dann über die riesige, lange Brücke rüber nach Manhattan, zu beiden Seiten diese Gebäude wie Bergwände im Abendhimmel.

»Schau dir diese Steilkuppen an, Stups, und alles voll mit Menschen!«

Aber da war das Auto schon ans andere Ufer gelangt, in eine der Häuserschluchten gebogen, sie und Heinrich einfach nur sprachlos vor Staunen. Waren ihre Augen auf der Schiffsreise faul geworden?

Nach dem Ablegen in Lissabon hatte es nichts mehr zu sehen gegeben. Sogar die Möwen waren zum Festland zurückgekehrt. Nur eine einzige Linie, darüber der Himmel. Hier in New York war es umgekehrt, Horizont gab es keinen, und der Himmel war winzig.

Gerettet. Heinrich und sie und Tausende, die gestern ebenfalls von Bord gegangen waren. Das heißt, sofern sie die erforderlichen Papiere vorzeigen konnten. Deshalb hatte der Landgang eine Ewigkeit gedauert. Staatenlose hatten keine Pässe, nur Einreisevisa und Affidavits, aber da gefälschte Bürgschaftserklärungen und Pässe jetzt die Währung fürs Überleben waren, hatten es die Immigration Officers mit ihrer Kontrolle fast ein wenig übertrieben.

Sie waren ganz ruhig geblieben. Ihre Papiere waren echt. Wenn Günther nicht ihr Bürge gewesen wäre, sie hätten es nicht geschafft. Er hatte Affidavits aus Hollywood geschickt.

My average earnings amount to \$ _____ per week.
Name of Alien _____
Explain relationship fully _____

Günther hatte von Hand 40 hingeschrieben, in Blockschrift ihre Namen und ex-wife und her husband. Aber die Wochen auf hoher See hatten nichts von dem Erlebten wegzuwaschen vermocht. Die Ungewissheit in all den Jahren, ihr Misstrauen, als sie in Marseille bereits ihre Notvisa in Händen hielten, und dann noch viel mehr in Lissabon, wo sie die Passagen sogar längst bezahlt hatten und trotzdem noch warten mussten. Selbst das Schöne musste in Schach gehalten werden. Wenn einer von ihnen losjubeln wollte, beschwichtigte der andere gleich.

»Monsieur, noch ist es nicht geschafft!«
»Warte, bis wir über die Grenze sind.«

»Erst auf dem Schiff, meine Kleine.«

Und dann, nach monatelangem Warten in Lissabon und der täglichen Schlacht um Plätze auf dem Schiff, hatten sie endlich an Bord gehen und sich ans Heck stellen können. Ein Flüchtlingsdampfer mehr durchpflügte den Atlantik. Ihr Schiff. Sie hatten schweigend ins Kielwasser gestarrt. Wie das Wasser ihre Spur verwischte, als wäre nichts gewesen.

»Drüben werde ich schreiben, Stups. Über all das Unfassbare.«

»Auf Englisch?«

»Natürlich, wir werden's lernen.«

»Sodass wir in dem Orchester dort drüben richtig schön mitfiedeln können?«

»Klar. Jetzt wird alles anders.«

»Bis auf deine Sturköpfigkeit, Schnupper.«

»Genau. Ich werde den Mund nicht halten und weiß auch schon, wovon ich erzählen werde.«

»Von uns, nicht?«

»Die Geschichte von denen, die mal wer waren und dann zu Menschen wurden, die von ihren Feinden in Konzentrationslager und von ihren Freunden in Internierungslager gesteckt wurden.«

Die Gischt war bis zu ihnen hochgespritzt, ihr Zeigefinger hatte einen Tropfen im Gesicht berührt und an die Zunge geführt. Der salzige Gruß der Welt, unfassbar und zärtlich, wie es sich für Sterbliche gebührt.

Sie zog die Decke bis unters Kinn und ließ ihre Hand zurücksinken, die noch immer die Quittung hielt. Der untere Fensterflügel war eine Handbreit über den oberen geschoben. Sie hatten es nach Amerika geschafft. Aber die Welt musste erfahren, dass Juden wie Hunde verscharrt wurden. Menschen.

Benji hatte sogar ein amerikanisches Visum in der Tasche.

Zusammen hatten sie Englisch gebüffelt, aber er hatte nur gerade so viel gelernt, um sagen zu können, dass er die Sprache absolut nicht möge. Seine Angst vor Amerika war unbeschreiblich gewesen und sein wichtigstes Ansinnen diese Zettel, die er ihr bei der letzten Begegnung zugesteckt hatte, fahrig und halb abwesend. Je länger sie darüber nachdachte, desto klarer sah sie alles in dieser tragischen, ja fatalen Ordnung. Seit dem Schachspiel, das er gewonnen hatte, Zug um Zug mit dem Satz zwischen den Zähnen:

»Man darf nicht zu spät kommen.«

Ihre Finger erinnerten sich an die sonnenwarmen Schachfiguren an jenem Nachmittag. Sie hatten unter dem Baum gesessen. Sein weißer Bauer, so groß zwischen seinen Fingern, gegen ihren Turm. Ob die Figuren Benji gehört hatten, wusste sie nicht mehr, nur dass er sie dann doch noch schachmatt gesetzt hatte. Sie erinnerte sich daran nicht etwa, weil sie damals verloren hatte, und auch nicht, weil an jenem Tag der Waffenstillstandsvertrag mit der berühmten Auslieferungsklausel veröffentlicht worden war. Sondern weil Benji wirklich in Panik geraten war, nicht nur wegen seiner Schriften, deren Schicksal ebenso ungewiss war wie sein eigenes, oder weil er nur eine kleine Koffertasche mit zwei Hemden, Zahnbürste und Gasmasken mitgenommen und alles andere in Paris zurückgelassen hatte. Da hatte Benji zum ersten Mal von Selbstmord gesprochen.

»Ich habe meinen Schriften gegenüber nichts voraus. Man darf auf keinen Fall zu spät damit kommen.«

»Nu mach man halblang, Benji. Wir gehen in Lissabon alle aufs Schiff.«

»Das kann man nie wissen. Ich bin darauf angewiesen, was andere von draußen bewirken können. Ich habe Carl Burckhardt in Basel gebeten, dass er ein Wort für mich einlegt, eine Bewilligung erwirkt, was auch immer, ein interimistischer Aufenthalt in der Schweiz wäre ein Ausweg.«

»Ja, wir müssen alles versuchen.«

»Ich frage mich, ob ich auch Fritz Lieb schreiben sollte, du mochtest meinen Aufsatz über Lesskow, den ich ja ihm verdanke. Lieb ist jetzt Professor in Basel, sein Wort müsste doch von Gewicht sein.«

»Natürlich. Und was schreibt Adorno?«

»Ach, Teddie macht mir Hoffnung, schreibt von Havanna und Santo Domingo und natürlich von New York, aber ob das noch rechtzeitig kommt –«

»Bald haben wir's geschafft, wir alle. Hörst du denn überhaupt zu?«

Noch nicht einmal ein Jahr war das her. Ein unheimlicher Moment. Benji hielt den Kopf gesenkt, sprach, ohne dass sie seine Augen sehen konnte, was wegen seiner dicken Brillengläser ohnehin nicht leicht war, sprach mit immer leiserer Stimme, dafür war ihre laut geworden. Sie wusste noch genau, dass sie richtig energisch geworden war, die Worte flogen nur so über das Brett. Ihre Angst hatte ihnen Drall gegeben.

»Wir gehen alle in Lissabon aufs Schiff. Nach Amerika, Benji! Und dann bleibt immer noch Zeit für Fisimatenten.«

»Keinesfalls zu spät.«

»Na, wie steht es mit deinen Springern? Sie wiehern doch sonst immer vor Ungeduld, sich mit meinen herumzubeißen –«

Aber es hatte alles nichts genutzt. Die Kunde von ersten Selbstmorden war zu ihnen gedrungen, Internierte hatten sich auf der Flucht vor den Deutschen das Leben genommen, und von da an war nie mehr etwas Kampfeslustiges über Benjis Lippen gekommen. Mitten im Spiel, zwischen zwei Zügen, hatte er sich an die Brust gegriffen, sich über sein Herz gewundert, wie schwach es geworden sei. Wenig später soll er bei Bekannten mit all seiner Höflichkeit herumgefragt haben, ob denn vielleicht jemand Gift für ihn hätte, aber das erfuhr sie erst nach seinem Tod.

Beim letzten Treffen hatte Benji seine schwarze Ledertasche dabei. Die eine Hand drückte sie vor die Brust, die andere öffnete sie und zog umständlich und hastig zugleich etwas heraus.

»Nimm das mit.«

Ein Nichts, das Papier, keine normalen Blätter, sondern längliche Zettel, grau, orange, weißlich. Das war alles, was ihre Augen damals erhascht hatten, und natürlich seine winzige Schrift. Auf hoher See hatte sie die Dinger herausgeholt, der Umschlag war zuunterst in der Tasche gewesen, die dort unter dem Fenster stand, das war ihr ganzes Gepäck, Leibwäsche, Kleidung, mehr nicht. Sie würden ganz neu anfangen, in neuen Kleidern, sobald sie Geld hätten.

Als Heinrich sich im Halbschlaf umdrehte und mit der Bettdecke auch ihre Hand bewegte, wippte das Telegramm.

»That's Pacific Time Zone, Madam.«

Der junge Mann auf dem Telegrafenamt hatte sie freundlich angeblickt, nachdem sie ihm den Zettel mit dem Text und Günthers Adresse wortlos rübergeschoben hatte. Er sollte als Erster erfahren, dass sie in Sicherheit waren. »Pacific.« Sie sagte das neue Wort leise vor sich hin. »Pa-ci-fic.« Ja, da auf dem »ci« machten die Buchstaben einen kleinen Luftsprung.

»Los Angeles. Three hours difference.«

Was bedeuteten drei Stunden Zeitdifferenz in Kilometern? Sie wusste nur, dass die Reise über den Atlantik Tage gedauert hatte, also konnte es doch von New York aus nicht mehr so weit bis nach Kalifornien sein. Heinrich atmete noch immer tief, aber irgendwie anders, weil sein Kopf steiler angewinkelt war als sonst. Die Kissen hier waren fester als alles, was sie aus europäischen Betten kannte. Bestimmt keine Gänsefedern.

Sie sog die Luft ein. Auch hier roch der Mai nach Blättern und Blüten, obwohl der Erdboden weiß Gott wie tief unten sein

musste. Da, schon wieder, die Tonfolge, melodielos und nüchtern, so piffen doch nicht etwa die dicken Eichhörnchen, die sie schon im Hafen gesehen hatte? Eine kleine Ankunftsfreude für die armen Kinder, die auf dem Schiff gewesen waren, manche ganz allein.

Egal, sie würde es schon rausfinden und beschloss, das Tier einstweilen Pacific zu nennen, wrong word, aber wenigstens Englisch.

So schnell und so gut wie nur möglich will ich's lernen, dachte sie, und mein Latein wird mir helfen, so viele Wörter haben lateinische Wurzeln. Englisch ist das Allerwichtigste, solange Mutt noch nicht hier ist und ich mich um sie kümmern muss. Hoffentlich schafft sie's bald rüber.

Bis es so weit wäre und Martha mit ihnen in Manhattan lebte, war sie frei und musste nicht unbedingt in der Stadt bleiben. Im Sommer könnte sie als Hausangestellte bei einer amerikanischen Familie arbeiten, vielleicht sogar in einem Ferienort an der Küste. Dann würde sie noch etwas dazuverdienen, und sie könnten der jüdischen Hilfsorganisation für Flüchtlinge das geborgte Geld zurückzahlen.

»Amerikaner leben nicht auf Pump«, hatte Heinrich gesagt. Sie setzte sich vorsichtig auf, zog die Beine an und öffnete das Schreibheft auf ihren Knien.

Recht und Freiheit
Brüder zagt nicht
Vor uns scheint das Morgenrot.

Sie setzte den Stift ab und las, was sie geschrieben hatte.

Wie revolutionär! Hebung, Senkung, Hebung, Senkung, so wird seit Jahrtausenden erzählt, dachte sie, wie in der Schiffskajüte, rauf und runter, rauf und runter. Sie spürte das Schaukeln noch in den Gliedern. Auf der Pritsche liegend war es ja

ganz schön gewesen, aber an Deck, da war ihr mehr als einmal speiübel geworden.

Sie las die zwei Zeilen jetzt halblaut, unter der Decke wippen die Füße mit. Nanu, ein Kampflied im Volksliedton, das könnte eher von einem Russen während der Oktoberrevolution sein, aber es passt zum neuen Leben als Jüdin auf dem neuen Kontinent. Ri-wol-juschn. Oder re-wol-juschon?

Beim Wippen waren noch ein paar Zeilen aufs Papier gesprungen.

Recht und Freiheit
Brüder wagt es
Morgen schlagen wir den Teufel tot

»Was tanzt du denn schon so herum?«

Heinrich war nun wach geworden, drehte sich zu ihr und schlug ein wenig die Decke auf. Sie legte die Hand auf sein Haar. Er streckte seinen Hals, nahm ihr Ohrläppchen zwischen die Lippen, zog ein wenig daran und ließ es wieder los.

»Und ganz ohne mich? Sag mir zuerst mal, wie man hier Schnupper sagt.«

»Hör zu, meine erste Strophe.«

Sie las vor und musste laut lachen. Da spürte sie, wie Heinrichs Kopf sich von ihrer Brust hob, wie ihr Kinn sanft, aber bestimmt gedreht wurde, bis er ihr in die Augen schauen konnte.

»Nimmst den Mund aber ganz schön voll, du – gib mir einen Kuss.«

Monsieur war drollig. Gedichte kommen doch auf Taubenfüßen.

»Stups, wir haben überlebt!«

Sie schlüpfte aus dem Bett und ging ans Fenster.

»Alles neu macht der Mai, macht die Seele frisch und

frei. Schau nur, nigelnagelneue Blätter! Nur Schnupper bleibt Schnupper.«

Sie kam mit ihrem Frühstückskaffee ins Zimmer zurück und holte den Umschlag aus der Tasche unter dem Fenster. Heinrich wollte ins Badezimmer, hatte gebrummelt, das dauere ja eine Ewigkeit, die sollten mal hinnemachen, diese anderen Mieter. Nur die Küche war frei gewesen, obwohl sie ebenfalls von den anderen mitbenutzt wurde.

Sie setzte sich aufs Bett, hier war Platz, hier konnte man Benjis Zettel ausbreiten. Sie klaubte sie aus dem Umschlag, einen nach dem anderen, ganz vorsichtig, und legte sie nebeneinander. Betrachtete Benjis Schrift, pfefferkorngroß, drehte einen Zettel um und sah auf der Hinterseite die Briefmarke. Helvetia. Der Schweizer Absender, eine Zeitung in Basel, dann diese liebe Adresse, Monsieur Walter Benjamin und 10, Rue Dombasle und Paris 15e.

Wie hingen die Zettel eigentlich zusammen? Nicht alle waren nummeriert. Das sind ja Umschlagbänder einer Zeitung, die Benji abonniert hatte. Seine allerletzten Skizzen, hatte er wirklich kein anderes Papier mehr gehabt? Unglaublich.

Ein Bild aus Kindertagen stieg in ihr auf, sie war vielleicht sieben oder acht gewesen, wie immer allein mit Mutt am Küchentisch, sie hatte Buntstifte und heiße Wangen und war über einen Karton gebeugt, so herrlich selbstvergessen, nur mit sich und den Farben. So ein Gefühl schenken ihr heute nur noch Gedichte. Mutt hatte diese Kartons, die in Strümpfen oder zwischen Leibwäsche steckten, für sie aufgespart.

Genau so kam ihr das mit Benjis Zetteln vor. Papierstreifen, für nichts mehr gut, aber Benji hatte darauf das Allerwichtigste hinübergerettet.

Bekanntlich soll es einen Automaten gegeben haben, der so konstruiert gewesen war, dass er jeden Zug eines Schachspielers mit einem Gegenzuge erwidert habe, der ihm den Gewinn der Partie sicherte. Eine Puppe in türkischer Tracht, eine Wasserpfeife im Munde, saß vor dem Brett, das auf einem geräumigen Tisch aufruhte. Durch ein System von Spiegeln wurde die Illusion erweckt, dieser Tisch sei von allen Seiten durchsichtig. In Wahrheit saß ein buckliger Zwerg darin, der ein Meister im Schachspiel war und die Hand der Puppe an Schnüren lenkte.

Der Zwerg hatte sich nach Deutschland geschlichen. Dort hauste er nun in einer Puppe, die aber in Wirklichkeit ein Automat war und jeder darin ein Rädchen, ein Schraubchen. Ein Ding, das wie von selbst lief und jedem gefiel, der das bloße Funktionieren liebte.

Der Zwerg hatte sich auch als Zöllner verkleidet und Benji abgepasst, an der spanischen Grenze, aber nicht, um ihn unter sein Dach einzuladen, damit Benji alles aufschreiben könnte, was er wusste. Benji muss in Todesangst gewesen sein, aber in der letzten Nacht hatte er den Zwerg und den Zöllner und alle zusammen schachmatt gesetzt. Überlebt hat Benji nicht, aber doch das Schlimmste überstanden, das schon.

Unfassbar, was da offenbar in den Lagern geschah.

Auf dem Flur hörte sie Heinrich pfeifen. Dann ist ja alles in Butter, dachte sie und legte die Zettel vorsichtig in den Umschlag zurück. Ich bringe sie so bald wie möglich ins Institut für Sozialforschung, zu Wiesengrund. Wie kann man nur so heißen. Egal, Hauptsache, er handelt, schließlich ist er Benjis literarischer Nachlassverwalter. Der Text auf diesenzetteln muss schnellstmöglich veröffentlicht werden. Ein Gebot der Stunde! Adorno müsste das auch so sehen, hoffte sie, so wenig sie ihn sonst leiden konnte.

Heinrich trat frisch rasiert ins Zimmer und bot ihr seinen Arm an.

»Na, gehen wir uns die Welt anschauen? Rumschnuppern in Amerika?«